



Bibliophiles aus aller Welt.

Der Bücherfeind Rochefort.

Im „Gil Blas“ veröffentlichte Ernest Vaughan „Erinnerungen eines alten Journalisten“. Vaughan war der Herausgeber mehrerer Pariser Tageszeitungen, darunter auch der „Aurore“, die zur Zeit der Dreyfus-Affäre unter der Chefredaktion Clemenceaus in der ersten Reihe der Kampfblätter stand. Früher, vor der „Affäre“, die so viele Freundschaften zerrissen hatte, war er auch mit Rochefort eng liiert gewesen, dem er besonders damals, als der berühmte Polemist im Londoner Exil lebte, große Dienste erwies. Besonders interessant sind die Erinnerungen Vaughans an diesen Mann, der in der Geschichte der dritten Republik seinen Platz stets behalten wird.

Komisch berührt es, daß Rochefort sich immer als Verächter der Bücher, ja als Bücherfeind gab. Er war mit einem phänomenalen Gedächtnis begabt und hatte von dem, was er einmal in der Jugend gelernt hatte, nichts vergessen. Er wußte bis in sein spätes Alter vieles auswendig und rezitierte ganze Bände von Viktor Hugo, den er abgöttisch verehrte. Wenn er in seinen täglichen Artikeln Zitate anbrachte, so kontrollierte er nie deren Richtigkeit und gewiß wird man in den Tausenden Artikeln kaum einige wenige Fehler entdecken. Er war der Sohn eines dramatischen Autors, selbst dramatischer Autor, und kannte die ganze zeitgenössische dramatische Literatur auswendig, da es ihm genügte, einer Theatervorstellung beizuwohnen, um sich ganze Teile des gesehenen Stückes wörtlich zu merken. Aber er las, mit Ausnahme der Zeitungen und des einen oder anderen sensationellen Buches, gar nichts und hatte für das Bücherlesen und Büchersammeln gar kein Verständnis. Er besaß nicht einmal eine vollständige Sammlung seiner eigenen Werke.

Er hatte sich mit Körper und Geist in den politischen Kampf gestürzt, und wenn man ihm riet, sich doch über die wissenschaftlichen oder literarischen Ereignisse seiner Zeit zu unterrichten, so antwortete er: „Wenn man

auf einem Kampfplatz ist, so ist nicht mehr der Augenblick da, sein Gewehr zu ruhen. Man muß schießen.“

So bewegt auch sein Leben war, so hatte er doch hie und da Muße. Diese Muße benutzte Rochefort besonders für seine Liebhaberei: das Sammeln alter, guter Bilder. Er sammelte auch Bronzen und andere Kunstgegenstände. Er war in diesem Fache ein Sachverständiger ersten Ranges und besaß immer Kunstsammlungen, die dafür Zeugnis ablegten. Aber nie besaß er eine wirkliche Bibliothek, noch irgendwelche Kasten oder Gestelle, die dafür dienen konnten. Die paar Bücher, die er benutzte, lagen selbst in seinen künstlerisch ausgestatteten Wohnungen auf Sesseln herum.

Als er in London war, wünschte er sich einmal ein Lexikon zum Geschenk. Vaughan sandte ihm den siebzehnbändigen Larrouse. Und bei einem Besuche, den er ihm machte, forschte er, da er die Bücher nirgends sah, nach ihnen. Er fand sie im letzten Winkel eines Badezimmers.

In Paris hielt einmal der Kammerdiener Rocheforts, als Vaughan kam, diesen auf der Stiege auf und bat ihn um einen Rat, da sein Herr ihm einen solchen verweigere. Der Keller sei vollgestopft mit Haufen von verschimmelten, schmutzigen Büchern, die nicht einmal mehr zum Feuermachen gut seien. Er wisse nirgends mehr seine Kohlen hinzulegen und die Weinflaschen sowie das Brennholz. Vaughan stieg mit dem Kammerdiener in den Keller. Da lagen etwa hundert Bücher da, dazwischen zerbrochene Weinflaschen, die sich über die Bücher ergossen hatten, und Unrat aller Art. Vaughan ließ dies alles hinausbringen und durchsah es oben. Da war ein Exemplar der großen Enzyklopädie Diderots, die jemand Rochefort zum Geschenk gemacht hatte — denn er selbst rühmte sich stets, niemals einen Frank für Bücher ausgegeben zu haben. Alte Bücher waren darunter in kostbarsten Einbänden, daneben Romane und Gedichtbände mit Widmungen, alles sorgsam unaufgeschnitten, und dann wieder wahre bibliophile Perlen. Eine solche kostbare Bibliophilenausgabe war ganz mit Rotwein übergossen worden. Vaughan ließ sie von einem Spezialisten behandeln, der nicht mehr als vierzehn Frank dafür verlangte. Das war nicht besonders viel, aber Rochefort weigerte sich, soviel für ein Buch auszugeben, und überließ lieber dafür das ganze Buch, das weit mehr als das zehnfache wert war, seinem Freunde.

Das Buch des letzten Goethe.

Ein tragisches Schicksal hat bekanntlich über Goethes Abkömmlingen gewaltet. Einer nach dem andern sanken sie, zumeist alle früh und nach einem

wenig glücklichen Leben ohne Nachkommenschaft ins Grab. Die „Überbliebenen von Tantalus-Haus“: so hat Walter von Goethe in dem lebendigen Gefühle des Schicksals seines Hauses sich und die Seinigen genannt. Für seine Person hat er wohl den Versuch gemacht, sich freizuringen, aber er ist schließlich doch unter der Last des übergroßen Namens erlegen. Den bedeutendsten Versuch, den er in seinem qualvollen Kampfe um den Platz an der Sonne des Ruhmes gemacht hat, stellt das Buch dar, das er anonym im Jahre 1848 veröffentlicht hat. Es trägt den Titel „Fährmann, hol' über“. Über dieses Buch des letzten Goethe waren bisher sehr irrige Meinungen verbreitet, und selbst Erich Schmidt ist noch des Glaubens gewesen, daß es überhaupt nicht im Druck erschienen sei. Die Wahrheit über dieses Buch teilte nun Karl Kosner auf Grund ungedruckter Briefe in einem Aufsätze mit, der im Juliheft des Cottaschen „Greifs“ (1914) erschienen ist.

Das Buch des letzten Goethe ist also im Frühjahr 1848 wirklich im Druck erschienen. Es trägt das bezeichnende Motto: „Ich hab' getan, was ich nicht lassen konnte“ und die Widmung: „Für die Vornehmen“. Es enthält drei Bilder, Tendenznovellen, Erzeugnisse eines warm für die Gedrückten schlagenden Herzens und einer nicht selbstsicheren Begabung, die sich stark von Art und Unart der französischen Erzähler um George Sand abhängig zeigt und allzuoft in leerem Sentiment versüßert. Kosner teilt eine Anzahl von Briefen mit, die Walter von Goethe über die Veröffentlichung dieses Buches mit seinem Berliner Verleger Wilhelm Herz gewechselt hat. Was in dieser Lebensperiode des letzten Goethe geradezu erschüttern muß, das ist die Tragik, die selbst über diesem, seinem schüchternen Versuche, selbst etwas zu sein und zu leisten, gewaltet hat. Während das Buch noch im Druck war, traten die Ereignisse der 48er Revolution ein, die alles Interesse, das die Novellen etwa hätten finden können, verschlang. Walter von Goethe trug die Druckkosten; er wollte gern noch weitere Opfer bringen, um sein Werk durch vielfaches Anzeigen nach Möglichkeit zu fördern. Und was war von alledem das Ergebnis? Ein Schreiben des Verlegers Herz vom 30. August 1850 gibt die Antwort: ganze 163 Exemplare waren von dem „Fährmann“ abgesetzt worden, und auf die öffentliche Anerkennung, das gesteht der Verleger offen ein, hat der Verfasser verzichten müssen. Im Laufe der nächsten drei Jahre sind dann noch weitere 12 Stück des Buches verkauft worden; und dann hat es im Jahre 1867 ein charakteristisches Ende gefunden. Am 8. November dieses Jahres schickte Alwine Frommann, die alte Freundin des Hauses Goethe, dem Verleger eine Mitteilung, laut derer Walter von

Goethe hat, den Rest der Auflage des Buches „Fährmann, hol' über“ einstampfen zu lassen. Herz stellte darauf die Bände zur Verfügung; eine Bestätigung über den Empfang von 792 Exemplaren liegt vor — und so hat das Buch des letzten Goethe schließlich sang- und klanglos unter der Stampfe oder in den Flammen sein Ende gefunden. —

Im Jahre 1911 wurde übrigens ein Neudruck des Buches bei Füssinger in Berlin veranstaltet, die R. Gerschow besorgte. Im Vorwort teilt der Herausgeber mit, daß nach Erich Schmidts Angabe, die sich auf Mitteilungen der Firma W. Herz stützt, sich nur drei Exemplare erhalten hätten.

Ein Bucheinband für 30000 Kronen

ist unlängst in England für einen reichen Amerikaner hergestellt worden. Der Einband, der Dimensionen von 24×34 Zentimeter hat, besteht aus 4400 Lederstücken in verschiedensten Farben, die mit reichem Gold- und Edelsteinschmuck versehen sind. Der Künstler hat zwei volle Jahre an dem Einbande gearbeitet und berichtet nun mit Stolz, daß in seiner Werkstatt die Bücher zum Einbinden gewissermaßen auf Kiel gelegt werden wie die Schiffe in der Werft und daß die Herstellung des Einbandes fast ebenso lange dauere wie der Bau eines Kriegsschiffes. Die Vorderseite des reichen Buchdeckels zeigt ein Monogramm des Dichters, das aus Perlmutter geschnitten ist, und auf einem reich ausgearbeiteten Blumenhintergrunde liegt; rundherum läuft ein erhabener Lorbeerkranz mit 58 Perlen an Stelle von Beeren und zur weiteren Verzierung dienen Kreise aus Granaten und Perlmutter. Ferner sind bei den Ornamenten des Vorderdeckels noch 223 Granaten und vier große Opale verwendet. Der hintere Deckel des Buches hat den Herbst zum Gegenstande, es sind viele kostbare Steine, Opale, Mondsteine, Chalzedon, Turmalin usw. verwendet worden; die Fläche erfüllt ein Weingeranke, in dem Amethysten die Trauben darstellen, und die Ecken zeigen Darstellungen von Weizen- und Gerstenhalmen, zu denen Topase verarbeitet sind. Die Innenseite des Deckels zeigt eine Miniatur von Keats auf Elfenbein in goldenem Rahmen.

Henrik Ibsens Privatbibliothek.

Ein Teil der Privatbibliothek Henrik Ibsens wurde im Sommer 1914 von dem Sohne des Dichters, Dr. Sigurd Ibsen, dem Museum zu Brekke geschenkt. Die Büchersammlung gestattet einen interessanten Einblick in Ibsens Auswahl seiner Lektüre. Von den Büchern dürfte ihm ein recht wesentlicher Teil von Autoren und Verlegern übersandt worden sein. Es gibt da Bücher

in allen möglichen Sprachen, darunter eine ganze Reihe Übersetzungen von den eigenen Werken des Dichters; überhaupt stellen Bücher, die von Ibsen selbst handeln oder von ihm verfaßt sind, einen großen Teil der Sammlung dar. Die übrigen Bücher sind keineswegs etwa alle, oder überwiegend, philosophischer oder ernster und bedeutender Natur. Man wundert sich vielmehr über die große Anzahl von Büchern leichteren Charakters, die man in der Büchersammlung Henrik Ibsens vorfindet. U. a. gibt es da eine ganze Anzahl von Detektivromanen. Das Lesen solcher leichten Sachen mag dem Dichter nach seiner anstrengenden Gedankenarbeit vielleicht einige Zerstreuung und Abwechslung bereitet haben. Ein großer Teil der Bücher war übrigens unaufgeschnitten — wodurch die Behauptung, daß Ibsen, zwar ein guter Zeitungs- aber ein schlechter Bücherleser war, wieder einmal bestätigt wird. Unter den Büchern, die ihm gehörten, befinden sich auch solche, die ihm mit begeisterten Worten von den Verfassern gewidmet worden sind. Es gibt da z. B. ein Buch von einem unglücklichen schwedischen Autor, das dem Dichter mit Worten wärmster Huldigung überandt worden ist; der verzweifelte Poet bittet Ibsen um „einige Worte des Trostes, deren er so dringend bedürfe“. Es berührt etwas wehmütig, dies Produkt unaufgeschnitten neben vielen anderen zu sehen, die dasselbe Schicksal erlitten haben.

Perlen aus Antiquariatskatalogen.

Welch seltsamen Anpreisungen und kuriosen Charakterisierungen von Büchern man in Antiquariatskatalogen begegnen kann, mögen einige Proben zeigen, die wir einem Artikel „Vom Antiquariatshandel“ des „Buchhändler-Börsenblattes“ entnehmen: Ein „sehr seltener Almanach, der in vielen Katalogen verzeichnet ist“, ist eine glänzende Rarität, und die acht Exemplare eines Buches, die ein anderer Antiquar, weil sie die einzigen überlebenden einer großen Auflage sein sollen, als „Unica“ anzeigt — man beachte den in diesem Falle so köstlichen Plural — sind auch nicht übel. — „Das vorliegende Exemplar stammt aus der Familie des Verlegers, deshalb (!) ist laut einer Bleistiftnotiz auf dem Titel das sonst schwarze Kupfer gleichfalls koloriert.“ In den Familien der Verleger sind schwarze Kupfer verpönt — ein anderer Schluß bleibt nicht übrig. — „Schönes Exemplar . . . Eine Reihe von Tafeln ist nur zur Hälfte vorhanden . . . von 3 Textblättern fehlen ebenfalls die unteren Hälften.“ Die Entfernung der fehlenden Teile ist jedenfalls in so eleganter Weise erfolgt, daß die „Schönheit“ des Exemplars dadurch noch gefördert worden ist. — Auch das ist ganz niedrig,

wenn hinter einer hinweisenden Hand sich die Anmerkung findet: „Es erübrigt sich, auf dieses in glänzender Sprache geschriebene, von der Kritik anerkannte Werk besonders hinzuweisen.“ Wozu also der Lärm? — Eine Flugmaschine in anonymer Karikatur aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wird folgendermaßen beschrieben: „Auf einem Cylinder, der vorne einen Dampfkessel trägt, sitzt ein grotesk gekleideter Mensch, dem während des Fluges der Hut entweht.“ Wenn es sich um eine Karikatur handelt, dann muß man freilich ihr adäquate Ausdrücke sorgsam wählen. . . .

Die größte Autographensammlung der Welt.

Vor zwei Jahren wurde der erste Teil der Riesensammlung von 20000 Schriftstücken, die der Besitzer Schriftsteller Eduard Fischer von Roeslerstamm in Rom seit seiner Gymnasialzeit zusammentrug, versteigert. Es handelte sich damals um 6191 Namen hervorragender Fürsten, Geistlichen, Adeligen, Kriegs- und Staatsmänner, Prälaten, Parlamentarier und Polizisten. Bei der letzten Auktion umfaßte der Katalog „Autographensammlung des Ed. Fischer v. Roeslerstamm, II. Teil, Wissenschaft und Dichtung“, die im Vorjahre von List und Franke in Leipzig versteigert wurde, über 8000 kostbare, oft sehr ausführliche Briefe, Dokumente und Zeichnungen bedeutender Persönlichkeiten.

Unter den „Theologen“ begegnen wir dem Stifter der Rosenkreuzer, Johann Valentin Andreae (1586—1654), dem hochinteressanten Protest Ulrich Zwinglis gegen Konrad Meyer, wovon ein Faksimile beigegeben ist, und sogar einigen „Heiligen“ und „Seligen“. Unter den „Philosophen, Ästhetikern, Pädagogen, Jugendschriftstellern“ locken Namen wie Ernst von Feuchtersleben, Joh. Gottlieb Fichte, Hegel, David Hume, Mirabeau, Pestalozzi, Rousseau, Schelling, eine Vorrede des einst so beliebten Jugend-erzählers Christoph v. Schmid in seiner Handschrift zu einer fremden Übersetzung von Manzoni's „Verlobten“. Die „Philologen“ glänzen mit Wilh. v. Humboldt, Mezzofanti, Herm. Grimm, Theodor Mommsen, Erich Schmidt, von diesem ein Manuskript: „Noch einmal die Biondina“. Daran reihen sich die großen „Geographen“: Fridtjof Nansen, Julius Payer (ein Stückchen seines Reisetagebuches mit einer Zeichnung), der ermordete Adolf Schlagintweit und ein sehr interessantes Manuskript von Karl v. Scherzer, aus Smyrna 1903, worin er die von der Novara mitgebrachten Rasse-schädel beschreibt.

Von „Juristen“ sei Friedr. Einsiedel, der Freund von Goethe und

Schiller, erwähnt und Friedr. Willh. Raiffeisen mit einem Kuvert, das seinen letzten Willen enthielt, worauf er — allerdings 25 Jahre später — starb. Die „Mathematiker“ weisen Prachtstücke auf: Galb, die Astronomin Karoline Herschel, Kepler. Ebenso die „Naturforscher“, mit einem Brief der Stieftochter und Gehilfin Cuviers, Sophie Duvaurel, die über Autographensammler und Graphologen spottet; ferner Briefe von Ernst Haedekel, Alexander v. Humboldt (ausnahmsweise geradlinig geschrieben), Linné.

Die berühmten „Ärzte“ folgen: Theod. Billroth (an Zuckerkandl), Mantegazza, Malfatti, Arzt des Herzogs von Reichstadt und von Beethoven, Joh. von Oppolzer, Skoda, Rnd. Virchow (über seine Pfahlbautensfunde in Pommern).

Welch schmachthafte „Rosinen im Autographenbüchchen“, wie Fischer v. Roesslerstamm seine Glanznummern nennt, findet man unter den „Schriftstellern“, die den halben Katalog füllen! Ernst Moriz Arndt, den Verherrlicher der „Leipziger Schlacht“, mit einem Liebesbrief an seine Louise, ausklingend in dem Sonett: „Goldschwingen trugst du“; Achim und Bettina v. Arnim, Auerbach, Anastasius Grün, ein entzückender Brief des alten Bauernfeld an Rosegger (1873): „Neues will sich leider nicht gestalten. Seit Monaten habe ich keine Feder in die Hand genommen. Kurz, mein Geist ist in der Mause.“ Rud. Baumbach, der Märchenerzähler Lud. Bechstein, Oskar Blumenthal, Chamisso, Dahn, Dingelstedt, der gern Intendant in Stuttgart werden möchte, Aphorismen der Ebner-Eschenbach; Th. Fontane, Franzos, Freitag (über die Duse), Gulda, Falke, Goethe, der Mitglieder für den Weimarer Kunstverein werben will; Grillparzer mit einem Gedicht, um das ihn Gymnasiasten zur Abschiedsfeier von ihrem Lehrer baten, und mit einem Liebesgedicht an Kathi Fröhlich, auf der Rückseite die vom Dichter verzeichnete Liste an Möbeln für einen bescheidenen Haushalt; Ganghofer, Hamerling mit einem Manuskript, Gerhart Hauptmann mit einer vom gedruckten Text abweichenden Szene aus der „Versunkenen Glocke“, Hebbel, Heine (Entwurf eines Gedichtes), Paul Heyse, Hofmannsthal, Jensen, Jordan, Gottfried Keller, Klopstock, Lenau, Liliencron, Lafontaine, Friedrich Marx (Gedicht), Dumpteda, W. Raabe, Fritz Reuter, Rosegger, Rückert, Scheffel, Schiller (1794, ein Wechsel über 200 Taler), Arthur Schnitzler, Spielhagen, Ludw. Speidel, Storm, Uhland, F. Th. Vischer, Joh. Heinr. Voß, Rich. Voß, Dumas père et fils, Viktor Hugo, George Sand, Scribe, Zola, Carducci, Gabriele d'Annunzio, Bulwer-Lytton, Mark Twain, Björnson, Turgenjew (französischer Brief).

Ein Fahrplan für Bibliophilen.

In der Märznummer der „Südd. Monatshefte“ fand sich folgende nette Satire: Menschen von Kultur können es nicht anders als peinlich empfinden, daß die moderne Bewegung zur ästhetischen Ausstattung des Buches bisher das große Gebiet des Reisebuchs völlig ignoriert hat. Man sehe sich die landläufigen, zum Teil sogar durch Inserate entstellten, deutschen Fahrpläne daraufhin an: keine Ahnung von künstlerischer Type, gutem Papier, Satzspiegel, Einband, Vorsatz, Schnitt; unmögliche Formate! Um diesem Mißstand abzuhelfen, hat der Verlag Jakob & Trost in München sich entschlossen, bibliophil ausgestattete Reisebücher, und zwar zunächst den Sommerfahrplan 1914 herauszugeben. Geplant sind folgende Ausgaben:

A. Fürstenausgabe: Gedruckt auf kaiserlich China, Format $300 \times 184 \frac{2}{3}$, Ausgabe vor der Schrift ohne Stationsnamen und Abfahrtszeiten, mit 17 ganzseitigen Illustrationen (in Mappe) von F. v. Bayros, gebunden in ein echtes altes Messgewand (Goldbrokat) aus dem 18. Jahrhundert; 49 Exemplare, vom Verkehrsminister handschriftlich signiert und in der Presse fortlaufend numeriert, wovon 31 in den Handel kommen. Preis 1300 M.

B. Diplomatenausgabe: Auf Van-Geldern-Bütten, Format 120×40 , also in jedem Kabinettkoffer bequem unterzubringen, gedruckt in der Stefan-George-Type, Stationsnamen blau, Abfahrtsziffern rot, Einband echt Peau d'âne mit Titelzeichnung (gotische Lokomotive) von Melchior Lechter. 731 Exemplare. Preis: 75 M.

C. Allgemeine Ausgabe: Auf feinstem WC.-Papier, Format 13×18 , einseitig bedruckt in der Jackpudding-Type von 1269. Ausgabe mit Minutenziffern 1964 Exemplare je 15 M., Ausgabe ohne Minutenziffern 2748 Exemplare je 10 M., Ausgabe ohne Druck 0.50 M.

Der Verlag legt Gewicht auf die Feststellung, daß er bereits, bevor Hendschel daran dachte den Sommerfahrplan 1914 zu bringen, diesen zu drucken beabsichtigt hat.

Verfollene Lettern.

Der Inselverlag und die Offizin Breitkopf & Härtel haben den Teilnehmern am Hamburger Bibliophilentag (1913) gemeinsam ein Büchlein von Jean Paul zum Geschenk gemacht, das in seiner Art einzig dasteht. Denn „Des Rektors Florian Fälbels und seiner Primaner Reise nach dem Fichtelberg“ ist in Lettern gedruckt, die zum ersten und letzten Male in der Breitkopfschen Offizin 1798 zum Druck verwandt wurden

und seitdem verschollen waren. Wie sehr zu Unrecht verschollen, das zeigt dies reizende Büchlein; und wie die schönen und klar geschnittenen Lettern, die nunmehr „Jean-Paul-Schrift“ heißen, glücklich wieder ans Tageslicht gelangten, das schildert Dr. Anton Rippenberg, der Leiter des Leipziger Inselverlags, in einem zierlich verschnörkelten Nachwort, aus dem wir im folgenden einige Sätze wiedergeben:

„Auf deiner Zunge, lieber Leser, hast du nun drei Fragen liegen: wie kommt es, daß man mir gerade ein Werk von Jean Paul vorsehzt, da doch sonst heutzutage kaum ein Hund einen Brocken von ihm annimmt; warum heißen die Lettern, in denen ich dies lese, nach ihm, und wieso hat gar der Breitkopfsche Bär sich auf das Insel-Schifflein gesetzt? Ein Recht hast du, so zu fragen, lieber Leser!

Du kennst das vierschrötige Haus inmitten der Nürnberger Straße zu Leipzig, welches anzustreichen nun seit einem Jahrhundert erwägen, die es angeht. Dorten, auf dem gewaltigen Boden, gefüllet mit Urväterhausrat, pflegen am Abend, da es kühle wird, die Herren Härtel und Breitkopf Arm in Arm sich zu ergehen, von des Tages Last und Hitze zu plaudern, hier eine alte Scharfede anzublättern, dort eine Schieblade auszuziehen, oder auch in der Ecke einen Ballen Druckpapier zu lupfen, um zu sehen, ob nicht gar eine Portion von Goethes Neuen Liedern oder Corona Schröters 25 Liedern sich darin verberge, die man denn schnell in eitel Gold könne verwandeln. Eines solchen Abends geschah es, daß die beiden Freunde ein verstaubtes Schublädchen und darinnen die Matern einer Schrift fanden, dergleichen sie nie gesehen zu haben sich entsannen. Es war das die Schrift, in der du dieses liesest, mein Bibliophile. Sie hat ein sonderliches Wesen, diese Schrift: nicht nur ist sie über die Maßen schön, sondern auch stellet sie den ersten Versuch dar, die überlieferten Formen der deutschen Schrift fortzuentwickeln und dem neuen Geschmacke anzubilden, wie dies in unseren Tagen die Herren Schmecke, Behrens, Weiß und Liemann — um ihrer nur einige zu nennen — sich vorgesezt haben. Ist's am Ende gar Friedrich Unger, glorreichen Angedenkens, selbst gewesen, der damals mit der ehrwürdigen Schwabacher Schrift das gleiche versucht, was er zu immerwährendem Ruhm kurz zuvor mit der Fraktur getan? Ach wärest du doch, Meister Unger, der du so schöne Lettern geschnitten und so herrliche Druckwerke vollbracht, wärest du doch bei deinem Leisten, oder besser, bei deinem Winkelhaken geblieben, und hättest den Verlegern überlassen, ihre Haut zum Markte zu tragen, statt selbst es zu tun! Dann hättest du nicht aufs Ge-

richt zu gehen gebraucht, um dich zu offenbaren, hättest nicht nötig gehabt zu sehen, wie das Papier, das du für dich selbst so schön bedruckt, wieder im Holländer umgetrieben wäre, der Justizrat Bittkow hätte nicht bei einem Berliner Spezereivarenhändler um zehn Silbergroschen die Briefe Goethes, Schillers und Wielands an dich erstanden, die auf der Ladentafel lagen, um zu Verkaufsstäten gemißhandelt zu werden, und die Ungerischen Typen wären nicht nach langer Irrfahrt außer Landes nach Haarlem gewandert zum Mynheer Enschedé. —

Da nun die auf dem Boden lustwandelnden Freunde mit ihren schweifenden Gedanken bis zu Mynheer Enschedé gelangt waren, kam ihnen die Erleuchtung, daß, wenn einer, Mynheer Enschedé (der alles weiß, der sogar aufs genaueste weiß, daß nicht der vermaledeite Gutenberg die edle Kunst des Druckens erfunden, sondern sein Landsmann Coster, der stolz wie eben nur ein Holländer vor der Groote Kerck zu Haarlem steht) wissen mußte, was an den geheimnisvollen Lettern sei. Und sie schrieben einen Brief an Mynheer Enschedé und sandten ihm ein Bild, das sie von der wiedergefundenen Schrift hatten machen lassen; aber auch Mynheer Enschedé wußte nicht, wann und wie sie zur Welt gekommen. Nun aber führte der Zufall in eben dem Augenblick, da Mynheer Enschedé in seinem Museum jenen Brief studierte, den Dr. Insulanus zu ihm, und dieser entsann sich alsbald eines Buches seiner Bibliothek, das ihm, weil in der gleichen, unbekanntesten Schrift gedruckt, längst merkwürdig geworden. Es waren die „Palingenesien“ des Meisters Jean Paul, und die Herren Härtel und Breitkopf waren froh, da der Dr. Insulanus sie ihnen brachte, und man betrachtete mitsammen das Buch, innen und außen. Und da geschah es nun, als ob ein Wundstiedeler Chirurgus, der die Menschen, wie noch heutigen Tages an seinem Schild zu lesen, von allem befreit, von Zähnen, Haar, Bart, Blut und sonstigem, einen Zahn anbohret: er meint, es sei ein kleines Löchlein, und plötzlich ist er mit seinem Marterzeug mitten drinnen — wie du, lieber Leser, nun in der Antwort auf deine Fragen! Denn da man das Buch aufschlug, fand man, daß die Ahnen der Herren Härtel und Breitkopf dem Meister Jean Paul die Ehre angetan, aus den Palingenesien der alten gotischen Schrift, die nun im Jahre 1913 ihre Palingenesie erlebet, seine Palingenesien, die freilich seitdem Fossilien geworden, zu allererst zu drucken.“

Das älteste deutsche Wißblatt.

Über diesen Gegenstand erschien in der „Frankf. Ztg.“ ein von Dr. F. gezeichneter kurzer Aufsatz folgenden Inhaltes:

Als ältestes deutsches Wißblatt werden in Robert F. Arnolds „Allgemeiner Bücherkunde zur neueren deutschen Literaturgeschichte“ die Wiener „Briefe eines Eipeldauers“ an seinen Herrn Vetter in Ragran“ bezeichnet, die zuerst 1785, dann 1793 bis 1797 und endlich von 1799 bis 1821 ununterbrochen erschienen. Diese Briefe, die in wienerisch gefärbter Schriftsprache allerhand Tagesereignisse besprachen, erschienen als Monatschrift. Erst vom zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts ab waren sie illustriert. Arnold nennt sie mit Recht eine „kulturhistorische Quelle ersten Ranges“. Aber seine Behauptung, die „Briefe eines Eipeldauers“ seien das älteste deutsche Wißblatt, trifft nicht zu. Mindestens einen Vorläufer hat das Blatt gehabt, nämlich den „Spaßvogel“, ein illustriertes Wißblatt, das bereits 1778 gegründet wurde. Mir sind nun die ersten vier „Stücke“ dieser seltenen Zeitschrift, die wohl mit Recht als das älteste deutsche Wißblatt zu bezeichnen ist, bekannt. Vermutlich ist es überhaupt nicht mehr erschienen. Die Zeit der Wißblätter war eben noch nicht gekommen. In der zeitgenössischen Literatur wird der „Spaßvogel“ meines Wissens mit keiner Silbe erwähnt, und das läßt wohl darauf schließen, daß dieser erste Versuch einer Wißblattgründung in Deutschland mißlungen ist. Dabei war das Blatt gar nicht einmal so schlecht!

Das „erste Stück“ des Späßvogels trägt die Zeitangabe „im Jahr 1778“. Eine Ortsangabe fehlt. Es ist auch nicht ersichtlich, ob die Zeitschrift monatlich oder wöchentlich erschien, wieviel sie kostete, wer sie herausgab u. a. m. Jedes Stück zeigt als Titeltupfer eine Karikatur, z. B. einen polternden Geistlichen oder eine scheußliche alte Kokette mit einer Margueriteblume in der Hand. Der gestochene Titel zum vierten Stück wurde bereits mit dem dritten Stück ausgegeben, da — wie es in einer redaktionellen „Anmerkung“ heißt — „das 4te Stück zu lang ist und ohne Erlaubniß des unbekanntten Herrn Verfassers nicht wohl abgekürzt werden kann“. Jedes Stück umfaßt einen Druckbogen von 16 Seiten und enthält auch im Inneren noch mehrere Kupferstiche, meist Karikaturen.

Gleich im ersten Stück des „Späßvogels“ finden wir nach einer ziemlich trockenen Abhandlung über „die Verbesserung der deutschen Devisen“ und einer etwas rührseligen Geschichte von einem jungen Kavalier, der erst unter einer entstellenden Maske durch seinen Geist das Herz einer lange vergeb-

lich angebeteten Schönen gewinnt, eine „Humoreske“, die von Zeit zu Zeit immer aufs neue in der Witzblattliteratur auftaucht: die Geschichte von dem Ehemann und der Ehefrau, die auf dem Maskenball miteinander flirten und sich erst beim Demaskieren erkennen! Während in den neueren Darstellungen dieses alten Faschingsabenteuers aber fast immer der Mann mit seinem Ausruf: „Alle Wetter, meine Frau!“ als der ertappte Sünder erscheint, endigt die — offenbar aus dem Französischen entlehnte — Geschichte in „Spaßvogel“ recht leichtfertig-gemüthlich: „Das ist artig — ha — ha — Seit unserem Hochzeitstag haben wir uns nicht so gut unterhalten. — Sie können ja ungemein zärtlich seyn — und Sie Madame recht witzig und galant — noch nie haben Sie mich so gut amüsirt — und Sie Monsieur haben mir nie weniger Langeweile gemacht — Wir müssen uns öfter en masque sprechen — à revoir — ha — ha — ha — ha — mit diesen Worten schieden sie voneinander.“

Im zweiten Stück werden lustig die bedenklichen Folgen der übereifrigen Beschäftigung mit Lavaters physiognomischen Lehren gezeigt. „Dieser“ — so klagt ein Opfer der Modelaune — „urtheilt aus meiner zurückgebogenen Nase, daß ich ein Dummkopf sey; jener liest in meinen Augen, daß nicht viel gutes hinter mir stecken müsse; ein Dritter bemerkt zwischen einem Esel und mir die bewunderungswürdigste Ähnlichkeit und schließt, was sich von einem schließen läßt. Die Schurken!“ Zum Schluß verliert der Arme noch seine Braut, da diese nur einen Mann mit „losgelöstem Ohrläppchen“ haben will, und sein Ohrläppchen leider angewachsen ist, nach den Lavaterianern ein Beweis von großer Dummheit!

In dem gleichen Stück findet sich ein Brief „An die deutschen Schönen über die Moden“, in dem die Anstellung eines deutschen „Generalmodenerfinders“ zur Befreiung der deutschen Frauen von der französischen Modetyrannie empfohlen wird. Derselbe Vorgang begegnet in den 1784 erschienenen „Briefen aus Wien an einen Freund in Berlin“ von Johann Friedel. Vielleicht ist dieser „Johann Friedel“ der Verfasser des „Spaßvogels“, der dann wohl gleichfalls ein Wiener Blatt und das unmittelbare Vorbild der „Briefe eines Eipeldauers“ wäre. Gewisse Anspielungen auf Wiener Spezialitäten, z. B. auf die Bälle in der „Reutschul“ und auf die „Butterkräsfeln“, sprechen für diese Annahme. Aber — ob wienerisch oder nicht, der „Spaßvogel“ verdient auf jeden Fall, der Vergessenheit entrißen und auf den Platz gestellt zu werden, der dem Urahn unserer Witzblätter gebührt.

Ein Stammbuch auf der Tapete.

Ein köstliches Zeugnis der Freundschaft und Verehrung fand sich in der Autographensammlung, die im Juni v. J. bei E. G. Boerner in Leipzig versteigert wurde. Es ist ein wohl einzig dastehendes Kuriosum: ein Stammbuch auf der Tapete. Vater Gleim, der Dichter der „Preussischen Lieder von einem Grenadier“, besaß als Kanonikus in Halberstadt ein Gartenhäuschen am Portengange, einer der Promenaden der Stadt. Dieses Hüttchen wurde Tempel der Freundschaft genannt. Auf die Tapete des Zimmers schrieben die Besucher Namen und Spruch mit Bleistift auf. Die Tapete zeigt auf weißem Grund ein einfaches bräunliches Blütenmuster; zehn Ausschnitte sind gut erhalten. Gleich auf dem ersten Blatt steht ein großer Name: Gotthold Ephraim Lessing 1780 mit den Worten „dies in lite“, ein Tag im Streit? wahrscheinlich wird es sich um literarische Streit- und Kampffragen gehandelt haben. Auf demselben Blatt hat sich Johann Friedrich Jacobi am 14. August 1780 mit den Worten eingezeichnet: „Mit gerührtem Dank für alles Gute des würdigsten Enkels der Barden und Vater der Dichter.“ „Unser Barde“ war Gleim von Lessing genannt worden, und als Förderer junger Dichter lebt er in der Literaturgeschichte fort. Friedrich Matthiesson schreibt am 26. April 1794: „Et ego in Arcadia“ (Auch ich in Arkadien), „zum zweiten Mal hier den 6. May 1794“ „und am 17. Mai noch einmal“. Karl Morgenstern in griechischer Sprache: „Tugend ist Gesundheit der Seele“, Johannes Müller, der Schweizer Historiker, ebenfalls zum Teil auf griechisch: „Immer der Beste sein und vor den anderen hervortragen, c'est la vie de Gleim“, H. L. W. Barckhausen: „Im Glück sei ganz Empfindung, im Unglück ganz Verstand.“ „Vergessen Sie mich nicht, lieber Herr Kanonikus“, bittet Luise Herder, und Friedrich Heinrich Jacobi ruft energisch aus: „Wer Gleimen kennt und ihn nicht liebt, der ist vom Teufel.“ Der Dichter Johannes Falck besucht das Gartenhaus nach Gleims Tod am 22. Mai 1818 und schreibt folgende Erinnerungsverse auf die Tapete: „Uebere Harz, zu Pferd, vom Meer, Kam Johannes wieder daher: Reichet liebend mir die Hand, Lheure Schatten an der Wand! Ist mein Herz ja liebentbrannt! Hab' ich mich herausgeweint Aus dem müden Abendrot! Sind wir vereint, Seyd Ihr nicht todt!“ —

Der „Tempel der Freundschaft“ wurde 1840 abgerissen, und an seine Stelle später ein Gleimdenkmal errichtet. Das Stammbuch auf der Tapete wurde aus dem Gartenhäuschen gerettet und macht uns alte schöne Zeiten wieder lebendig.

Leser-Barbaren.

Ein gelegentlicher Mitarbeiter schreibt der „Frankf. Ztg.“: Vor mir liegt ein blaues Heftchen, in das die geplagten „Bücherwürmer“ einer bibliophilen Massenabfütterungsanstalt vulgo Leihbibliothek zu ihrer wohlverdienten Erheiterung alle jene ergöglichen Entgleisungen eintragen, in denen leichteste Halbbildung und sträfliche Nichtachtung des Künstlers und seines Werkes sich selbst an den Pranger stellen. Wenn ein Dienstmädchen um „etwas Spannendes für die gnädige Frau“ bittet, so kann das natürlich ein lapsus linguae der Bestellerin sein. Aber man wird der gnädigen Frau auch kaum zu nahe treten, wenn man ihren literarischen Geschmack auf das Niveau des Kriminalromans einstellt. Immerhin steht sie hoch über jenen, die einen „Biber-schwanz“ von Hauptmann und die zoologische Merkwürdigkeit einer „Eulengans“ (statt „Eulenhans“ von Marlitt) verlangten. Über Berliner Erfahrungen scheint der Herr zu verfügen, der Brausewitters Roman „Stirb und werde“ unter der ermunternden Devise „Schieb und werde“ beehrte. Selma Lagerlöf dürfte sehr erstaunt sein, wenn sie hört, daß sie Goethe mit einem Buche „Göz von Berlich“ Konkurrenz gemacht haben soll, und ein neues Werk von Strindberg, „Die Leiche eines Loren“, hat uns der sonst so gewissenhafte deutsche Apostel des Dichters, Herr Emil Schering, bis heute vorenthalten. Der Oberoptimist Ludwig Ganghofer sollte einem neugierigen Zeitgenossen Einblick in „Ganghofers Liebesroman“ gestatten; der Anspruchsvolle gab sich auf Zureden aber mit Grillparzers Liebeserlebnissen zufrieden. Auf hoffnungsvolles Bäckfischalter der Wünschenden läßt die Sehnsucht nach einer „Schönheitsstunde“ (statt Schönheitsstube) und das Verlangen nach etwas von „Zobelritz“ schließen. Ziemlich übel wurde Herrn Kellermann mitgespielt. Sein „Tunnel“ wurde kurzerhand in einen „Schlot“ verwandelt, und sein Roman „Das Meer“ wurde einem Herrn Kälbermann als Autor zugeschrieben. Einen stürmisch beehrten Roman „Der Mädchensteig“ ist uns Sudermann bis heute noch schuldig geblieben, und Johannes V. Jensen hat uns zwar „Des Königs Fall“, nicht aber sein Fell geschildert. Gewissenhafte Gründlichkeit darf der Leser zu seinen Tugenden zählen, der sich nach dem „Tagebuch einer verlorenen Jungfrau“ erkundigte. Nur um ein winziges „r“ wurde der Titel von Jda Boy-Eds Roman „Nur ein Adler“ bereichert, und schon hatte der Adler ein Rad und war ein Radler geworden. Ein so gewissenhafter Mann und Arzt wie Schnitzlers „Professor Bernhardt“ mußte es sich gefallen lassen, als „Professor der Magie“ und „Professor Leopardi“ apostrophiert zu werden. In das Gebiet geographischer Verirrungen schlagen

die Buchtitel „An der Karenina“ von Tolstoi und „Im Lande der Zitronen“ von Lily Braun. Des Schlesiens Paul Barsch bekannter Wanderburschenroman wurde unter dem bekannten Titel „Von einem, der sich auszog“ begehrt. Was aber soll man zu dem Leser sagen, der vor Beginn der Wagneroper ein Lekturbuch zu „Lord Grün“ verlangte?!!

Mozarts Bibliothek.

Vor einiger Zeit durchlief ein Aufsatz die deutschen Zeitungen, in dem ein Schweizer Professor Angaben über Mozarts Reisebibliothek machte. Die von ihm aufgezählten Bücher und Notenwerke hatten etwa ein Gesamtgewicht von zwei Zentnern. In Wahrheit pflegte Mozart auf den wenigen Konzertreisen, die er in seinen Mannesjahren gemacht hat, Bücher und Partituren (mit Ausnahme einiger weniger Kompositionen von sich selbst in Abschriften) nicht mitzunehmen. Von einer Mozartschen Reisebibliothek zu sprechen, wäre also Mystifikation. Hingegen ist uns ein Verzeichnis der im Besitz von Mozart gewesenen Bücher und Noten durch ein am 9. Dezember 1791 aufgestelltes amtliches Nachlassprotokoll überliefert, dessen Original das Wiener Landesgericht aufbewahrt. Dieser Liste, die Dr. Artur Schurig unlängst veröffentlicht hat, entnehmen wir, daß die Bibliothek im ganzen 46 Werke umfaßte. An Romanen, Gedichten usw. waren vorhanden: Aloys Blumauers Gedichte (1782), Blumen auf dem Altar der Grazien (anonym, 1787, Verfasser Georg Schaß), Salomon Gessners Schriften (1765), Ewald von Kleists Werke (1760), Ovids Tristien in der deutschen Übersetzung von Michael Lori (1762), Christian Felix Weißes Lyrische Gedichte (1772), Wielands Diogenes von Sinope (1777) und Wielands Oberon (1781). An Tragödien, Lustspielen, Operntexten: Beaumarchais, Der lustige Tag oder die Hochzeit des Figaro (1785); Die Begebenheiten auf der Jagd (nach Collés „La partie de chasse de Henry IV.“); L'Arcadia in Brenda (Oper von Balthasar Galuppi); Metastasios Werke im Urtext (1781); Molières Lustspiele in Bierlings Verdeutschung (1752); Perci, eine englische Tragödie (1778); Stephanies Entführung aus dem Serail; Johann Gottfrieds Dyks Nebentheater (6 Bände, 1786) und 6 Sammelbände Komödien. An ästhetischen und kunsttheoretischen Büchern: Knigge, Dramaturgische Blätter (1789); Mendelssohn, Phädon oder die Unsterblichkeit der Seele (1776); A. W. Smith, Philosophische Fragmente über die praktische Musik (1787). An historischen Werken: Friedrichs des Großen Hinterlassene Werke (4 Bände, 1788); Skizzen aus dem Charakter und den Handlungen Josephs II. (1783); Joh. Jakob Mascow, Einleitung zu den Geschichten des römisch-deutschen Reiches bis

zum Ableben Kaiser Karls V. (1763). Weiterhin sind drei Reisehandbücher zu nennen: Knebels Europäische Reisen (1783); das Geographisch-topographische Reisebuch durch alle Staaten der österreichischen Monarchie (1789) und ein italienischer Führer durch Venedig (1765). Sodann: Musikalischer Almanach für Deutschland auf die Jahre 1782, 83 und 84; Eramers Magazin der Musik (1783 ff.) und zwei Anekdotensammlungen. An aufklärerischen Büchern: Johann Pezzl, Faustlin oder das philosophische Jahrhundert (1783) und Josef v. Sonnenfels' Gesammelte Schriften (Bd. 1—4, 1783). An Schulbüchern: ein Atlas des enfants (1760); Eberts Naturlehre für die Jugend (1776); Eberts Vernunftlehre (1774); Brauns Götterlehre (1776); Osterwalds Historische Erdbeschreibung zum Nutzen der Jugend (1777); Spenglers Rechenkunst (1779); Matthias Schönbergs Geschäfte des Menschen, Zierde der Jugend (1773) und 4 Bände der Kleinen Kinderbibliothek (1783). Den Schluß bilden: Drdingers Metaphysik in der Konregion mit der Chemie, ein Punktierbuch und eine alte lateinische Bibel von 1679. Die meisten dieser Bücher stammten aus dem Nachlasse von Mozarts 1787 gestorbenem Vater. Einige sind Geschenke der Verfasser, so Geyners Schriften, die Bücher von Sonnenfels und wohl auch Pezzls Faustlin. Interessanter als durch die vorhandenen Bücher ist das Verzeichnis durch das Nichtvorhandene. Es fehlen * mit Ausnahme von Molière, Wieland und Metastasio, alle Größen der damaligen Weltliteratur. Molière war ihm vom Schwiegervater 1778 in Mannheim geschenkt worden. Wieland war Leopold Mozarts Lieblingsautor neben — Gellert! Eine merkwürdige, aber sehr charakteristische Zusammenstellung. Noch armseliger als des Meisters Bibliothek war übrigens sein Besitz an musikalischen Werken. Außer ein paar eigenen Kompositionen waren bei seinem Tode nur 25 Nummern vorhanden: drei Werke von Michael Haydn, zwei von Gluck, je eins von Josef Haydn, Grétry, Doles, Rosetti, Leo, Duschek, Gasmann, Albrechtsberger, Hiller, Seiberth, Dstad, Bohanka, Pasterwitz, Hoffmeister, Schuhbauer, J. M. Bach und J. E. Bach. Dazu eine anonyme Operettenpartitur, eine Sammlung Kinderlieder und 22 Hefte der Hoffmeisterischen Pränumerationen. Die ganze Sammlung war auf 23 Gulden bewertet.

Eine seltene Erstaussgabe.

Das jugendliche Genie Artur Rimbauds, des Freundes von Verlaine, dessen eigenartige Produktivität nicht länger als vom 15. bis zum 19. Jahre dauerte und mehr zu kühner Formalität als zu dichterischer Tiefe gelangte,

wird im modernen literarischen Frankreich vielleicht mehr aus Verkenntung, denn aus Kenntnis geschätzt. Möglicherweise aber mehr noch als bei den Literaturfreunden steht er bei den Bibliophilen in Ansehen, die für die Literatur Frankreichs eine bedeutende Rolle spielen. Das Ansehen Rimbauds beruht darauf, daß er mit ersten Ausgaben im Handel selten ist. Er selber hat sich zu seinen Lebzeiten nie um das einmal Geschriebene gekümmert, und überhaupt nur ein Werk, ein kleines Büchelchen, ist von ihm selbst veröffentlicht worden. Das ist die „Saison en Enfer“, eine unzusammenhängende Sammlung von Bekenntnissen, Anschauungen und Philosophie, mit Prosa und Vers in dichterischer Form von kühner Wildheit gebracht. „Une Saison en Enfer“, die ein 18jähriger Dichter schrieb, als Schwanensang sozusagen, denn, obwohl er erst 19 Jahre später, 1891, starb, ist es das eigentlich letzte Werk dieses meteorischen Geistes, gilt als sein Haupt- und Meisterstück. Auch den Bibliophilen ist es der Gipfel des Begehrs, denn die von dem Dichter besorgte Erstausgabe, die im Jahre 1873 bei Poot & Co. in Brüssel erschien, bestand nur etwa in sechs Exemplaren. Rimbaud hatte nämlich aus irgendwelchen Gründen die ganze Auflage sofort nach dem Druck zurückgezogen, und so wurde das halbe Duzend schon verteilter Exemplare zu einer Kostbarkeit, die heute von den Bibliophilen mit Gold aufgewogen wird. Nun aber, gerade nachdem der Verlag der Nouvelle Revue Francaise eine neue Monumentalausgabe der Saison en Enfer angekündigt hatte, um minder glückliche und anspruchlosere Bibliophilen zu befriedigen, tauchte das Gerücht auf und bestätigte sich bald, daß von der Erstausgabe ein rätselhafter Stock von 200 Exemplaren auf einmal bei einem Drucker in Mons entdeckt worden sei, der Rest jener Auflage, die man längst vollständig vernichtet glaubte. Man sollte denken, das sei eine allgemein begrüßte Entdeckung gewesen. Aber im Gegenteil, sie erweckte den Eindruck einer schrecklichen Katastrophe, denn plötzlich sind die sechs bestehenden Exemplare sozusagen entwertet. Die Bibliophilen sind unter Umständen wie die Freimaurer. Selbst jene, die nicht eines der sechs Karissima besaßen, handelten selbstlos für die gute Sache und versuchten alles mögliche, zu verhindern, daß die 200 neu entdeckten Bücher auf den Markt kamen.

Eine Auktion von Shakespeare-Fälschungen.

In London kamen unlängst bei Sothebey eine Reihe berühmter Shakespeare-Fälschungen zur Versteigerung.

Diese eigentümlichen „Reliquien“ stammen aus der Sammlung des verstorbenen J. E. Hodgkin. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts, als die Fäl-

sungen in die Welt gesetzt wurden, erregten sie gewaltiges Aufsehen; viele davon wurden zunächst ohne weiters als echt hingenommen, und es bedurfte heftiger Auseinandersetzungen, ehe Klarheit in die merkwürdige Angelegenheit gebracht wurde. Ein gewisser William Henry Ireland, der Sohn eines Antiquars, damals ein junger Mann von siebzehn Jahren, war es, der die Shakespeare-Fälschungen anfertigte und sie dann angeblich im Nachlasse eines reichen Mannes auffand. Zuerst legte er der erstaunten Welt einen Vertrag zwischen Shakespeare und seinem Verleger Condell vor; als dieses Schriftstück mit Begeisterung aufgenommen worden war, ging Ireland dazu über, alte „Urkunden“ aufzufinden, die die Echtheit dieser Shakespeare-Reliquie und anderer, die er in Vorbereitung hatte, bestätigten; unter anderem erfand er einen obskuren Vorfahren „William Henryc Irelande“, dessen hinterlassene Papiere (oder Pergamente) aus dem Jahre 1604 datiert wurden. Unter diesen „Urkunden“ fand sich auch eine überaus wertvolle „Reliquie“, nämlich eine verbürgt echte Locke, die, nach den Angaben dieses Irelande, Shakespeare von seiner Gattin Anna Hathaway bekommen hatte. Durch die Erfolge mit seinen Shakespeare-Fälschungen wurde der junge Ireland aufgestachelt, immer neue Fälschungen in die Welt zu setzen, und nach einiger Zeit zog er gar eine Tragödie „Vortigern and Rowena“ ans Licht, auf die viele angesehenen Persönlichkeiten, darunter Sheridan, hineinsielen. Dieses falsche Shakespeare-Stück gelangte sogar im Drury Lane-Theater einmal zur Aufführung. Edmund Malone, einer der berühmtesten Kritiker jener Zeit, lehnte allerdings alle diese Shakespeare-Funde Irelands ab. Weder von dieser Tragödie, noch von den „Lear“- und „Hamlet“-Fragmenten sowie dem Glaubensbekenntnisse Shakespeares und seinen Briefen an Anna Hathaway, mit denen Ireland dann hervortrat, wollte er etwas wissen. Dem großen literarischen Streite wurde dadurch ein Ende gemacht, daß im Jahre 1796 Ireland selbst einen „authentischen Bericht der Shakespeare-Manuskripte“ veröffentlichte, in dem er die Fälschung mit allen Einzelheiten einräumte.

Fontane für selbständige Buchkritiker im Hauptamt.

In einem an den ehemaligen Chefredakteur der „Köln. Ztg.“ Heinrich Kruse gerichteten Schreiben (19. März 1883) hat Theodor Fontane sich über die Frage der Buchkritik folgendermaßen geäußert: Daß bisher keine Kritiken oder so gut wie keine über Ihr neuestes Stück erschienen sind, hängt, glaub' ich, damit zusammen, daß wir überhaupt keine Buchkritiker

von Beruf haben. Es müßte Buchkritiker so gut geben wie Theaterkritiker, ja, sie wären viel wichtiger als diese. Verschaffen Sie mir eine solche Stelle, eine Stelle, die mir amtlich auferlegt, über ein paar Spezialitäten unserer Literatur, etwa über Lyrik oder Roman oder Drama, sei's monatlich oder vierteljährlich, zu berichten, sichern Sie mir dafür ein auskömmliches Gehalt (nicht Honorar), und halten Sie sich von dem Augenblick an versichert, daß es mir eine besondere Freude sein wird, die Arbeiten eines so hervorragenden und von mir so aufrichtig geschätzten Dichters wie Heinrich Kruse regelmäßig und prompt zu besprechen. Es ist mir aber unmöglich, immer wieder und wieder an Arbeiten heranzutreten, die mich, der ich freilich ein langjähriger Puzler und Bastler bin (aber ich bin es nun mal), an die drei, vier und fünf Tage beschäftigen und mir als endlichen Lohn 10 Mark einbringen. Davon kann ich nicht leben und habe deshalb mit derartiger Beschäftigung Schicht gemacht. Findet sich nichtsdestoweniger etwas Buchkritisches von mir in diesem oder jenem Blatte vor, so lag einfach ein aus den Verhältnissen geborener Zwang vor, dem ich mich unterwerfen mußte. Sie wollen diese offene Erklärung gütigst auch einem Zwang der Verhältnisse zugute halten.

Peter Altenberg und die Autographenjäger.

Peter Altenberg gab bei C. Fischer in Berlin eine neue Sammlung kleiner Skizzen, Schnurren, mehr oder minder fein pointierter Erlebnisse heraus und erzählt bei der Gelegenheit, wie er einmal von einem reichen Herrn in ziemlich gönnerhafter Weise um sein letztes Buch gebeten wurde. Zuerst fragte der Herr naturgemäß nach dem Preise. Es kostete fünf österreichische Kronen. Darauf machte er dem Dichter folgenden Vorschlag: „Ich werde Ihr Buch nehmen und werde Ihnen drei Kronen dafür geben, vorausgesetzt, daß Sie mir eine persönliche Widmung hineinschreiben.“ Altenberg ging darauf ein, verkaufte dem Herrn für drei Kronen das Buch, das sonst fünf Kronen kostete und schrieb ihm sogar eine persönliche Widmung hinein. Ob der Herr diese Widmung aber einem dritten zeigen wird? Wir vermuten: nicht, denn er kann nicht damit profzen. Die Widmung lautete nämlich etwas allzu persönlich: „Sie haben mein Buch statt für fünf für drei Kronen haben wollen; ich habe mir zwei Kronen abhandeln lassen. Sie sehen nun, was an Ihnen und an mir ist. Peter Altenberg.“

Silhouetten = Fälschungen.

Herr Dr. Ignaz Schwarz in Wien, ein anerkannter Sachmann auf allen Gebieten der älteren Druckliteratur, hat kürzlich in der „Int. G.-Ztg.“, im Zusammenhange mit zwei vorher aufgetauchten, als plumpe Fälschungen erkannten Beethoven-Silhouetten, nachstehende interessante Mitteilungen über Silhouetten-Fälschungen gemacht. Falsche Silhouetten — schreibt er — werden durch eine Wiener Fabrik schon seit Jahren im In- und Auslande verbreitet. Ich habe schon vor Jahren, als die ersten derartigen Fabrikate (Porträts aus dem Goethekreise) auftauchten, auf diesen schwunghaften Handel mit Falsifikaten hingewiesen und vor Verkäufern und Ankauf gewarnt. Diese Warnung dürfte aber kaum wirksam gewesen sein, da die Massenproduktion von falschen Silhouetten nicht nur nicht abgenommen hat, sondern eher gewachsen ist. Nach Goethe und seinem Kreise kamen die Wiener Musiker und ihre Freunde, dann die sehr einträgliche Fälschung von Porträts aristokratischer Familien. Gerade auf diesem Gebiete der Fälschungen kam es, wie mir seinerzeit der verstorbene Graf Latour erzählt hat, zu den tragikomischsten Ausstritten, wenn die heterogensten Familien die gleichen Vorfahren ihrer Ahnengalerie einverleiben oder einverleiben wollten. (Dieses merkwürdige Spiel der Natur konnte ein Rahmenmacher, dem solche Porträts behufs Einrahmung übergeben wurden, feststellen.) Da die Fabrik und ihre Helfershelfer zu sehr billigen Preisen „liefern“, erachten sich die Käufer nicht als geschädigt, daher der schwunghafte Handel mit den Fälschungen. Es wäre jedoch sehr notwendig, diesen Fälschern im Interesse des ehrlichen Handels und einwandfreien Sammelns endgültig das Handwerk zu legen. Händler und Sammler und auch beteiligte Private müßten gegen die Fälscherbande rücksichtslos vorgehen und im Betretungsfalle, hauptsächlich wo unrichtige Angaben der Namen und Adressen den Tatbestand der Vorspiegelung falscher Tatsachen ergeben, die Agenten der Erzeugnisstätte der Polizei übergeben.

Die Gestalten in dem ältesten Volksbuche von Faust.

In der „Grf. Ztg.“ lesen wir: Bereits im Sommer 1913 brachte eine Abhandlung von Dr. R. Blume in der Zeitschrift des Heimatgeschichtlichen Breisgau-Vereins „Schau ins Land“ in Freiburg i. Br. Aufklärungen über den in der deutschen Literaturforschung bis jetzt immer ohne Erfolg gesuchten Ursprung der ältesten schriftstellerischen Bearbeitungen des Fauststoffes in Form der ersten Volksbücher vom Faust, von denen das früheste 1587 bei Buchdrucker Johann Spies in Frankfurt erschien. Danach ist die

Quelle nicht nur jenes ersten Faustbuches, sondern auch aller übrigen, sogar der fremdsprachlichen literarischen Niederschläge dieses bedeutenden dichterischen Stoffes im 16. Jahrhundert auf das Städtchen Staufeu im Breisgau zurückzuführen, wo der geschichtliche Faust sich der Gunst des Erhn. Anton von Staufeu zu erfreuen hatte und etwa 1539 sein abenteuerliches Leben beschloß. In Fortsetzung seiner Studien in der genannten Zeitschrift 1914 ist es Dr. Blume nun gelungen, in einer weiteren Abhandlung nachzuweisen, daß die in dem ältesten Faustbuch auftretenden Personen nicht nur alle historisch sind, sondern fast ausnahmslos in naher persönlicher und sogar vielfach verwandtschaftlicher Verbindung mit dem Geschlecht der Freiherrn von Staufeu standen. Zahlreiche Fäden dieser Art verknüpften sie schon mit den Widmungsempfängern des ersten Faustbuchs, dem kurfürstlich mainzischen Amtschreiber Kaspar Kolln und gräflich königsteinischen Rentmeister Hieronymus Hoff durch den Kardinal Albrecht von Brandenburg in Mainz und die Grafen von Stolberg, damals am Launus. Ähnliches trifft aber vor allem auf die in dem ältesten Faustbuch in Beziehung zu dem Schwarzkünstler gesetzten Personen zu, wie dem Fürsten von Anhalt (Johann) und seine Gemahlin (Margarethe von Brandenburg), den Marschall von Braunschweig, Jonas Viktor, Medicus zu Leipzig, den N. W. W. zu Halberstadt und den Baro ab Hardeck. Auf ihre Aufnahme und die Erzählung ihrer Abenteuer mit Faust waren, abgesehen von ihrer Verwandtschaft mit denen von Staufeu, namentlich auch ihre Verknüpfungen mit ihnen auf dem Umwege über Mainz von Einfluß. Interessant ist es zu erfahren, daß hinter dem Famulus Fausts Wagner allem Anschein nach der Vormund Antons von Staufeu, der Deutschenordenskomthur Wilhelm zum Wiger aus dem Freiburger Patriziergeschlecht der Snewelin versteckt ist.

Der Bücherwurmbrunnen in Kassel.

Eine recht humorvolle Schöpfung ist der Bücherwurmbrunnen, der im Vorhof der Murhardbibliothek in Kassel aufgestellt ist. Er ist ein Werk Professor Bernerwigs'. Auf einer hohen Granitsäule steht ein Männchen in der Tracht der Popszeit, der „Bücherwurm“. Eifrig blättert er in einem dicken Band, während er einen zweiten zwischen den Knien festhält. Der Sockel erhebt sich in der Mitte eines Beckens aus schwarzem Syenit. Auf seinem Rand sind als Bronzegruppen angebracht zwei spielende Affenpaare und je zwei Pelikane, die als Wasserspeier dienen. Auch in den Nischen des Sockels stehen Wasserspeier in Gestalt ernster Marabu. Der Brunnen hat 30,000 Mk. gekostet.

Tolstois Bibliothek.

Im Auftrage der Tolstoi-Gesellschaft hat, wie die „*Russkija Wjedomost*“ mitteilt, A. E. Grusinski die Ordnung der Bibliothek Leo Tolstois in Jasnaja Poljana begonnen. Obwohl Freunde und ein Sohn des Dichters zweimal seine Bücher katalogisierten, wird die Arbeit nicht leicht sein, da es sich um die genaue Klassifizierung von ungefähr 13500 Bänden handelt, die in 22 überfüllten Schränken aufgespeichert liegen. Der größte Teil der Bibliothek umfaßt natürlich russische Werke, daneben sind 1300 englische, 800 französische, 700 deutsche Bücher und einige in italienischer, spanischer, schwedischer, polnischer, tschechischer, serbischer, bulgarischer, japanischer, hebräischer Sprache und vereinzelt noch in anderen Sprachen vorhanden. Dem Inhalte nach nimmt die schöne Literatur die erste Stelle ein, an zweiter stehen die Bücher über Religion und Philosophie, dann Werke über Pädagogik, Geschichte, Nationalökonomie und Staatswissenschaften, Naturwissenschaft, Biographien usw. Ein großer Teil der fremdsprachigen Bücher sind Übersetzungen von Tolstois Werken. Der Dichter hat seine Bibliothek fast ganz selber gesammelt. Bei seiner Verheiratung besaß er als Erbe seines Vaters, wie seine Witwe erzählt, nur zwei kleine Schränke, in denen meistens französische Klassiker standen. Tolstoi kaufte aber möglichst wenig Bücher, so daß sich ein großer Teil der Bibliothek aus Widmungsexemplaren zusammensetzt. Nur wenn er zu seinen literarischen Arbeiten Vorstudien machen mußte, ging der Dichter von seiner Sparsamkeit ab. Aus der Zeit, da er „*Hadschi Murat*“ schrieb und an einem Roman aus der Zeit Peters des Großen arbeitete, sind ganze Reihen einschlägiger Werke in der Bibliothek zu finden. Viele Bücher weisen die Spuren der Arbeit auf, am Rand angestrichene Stellen, später auch Bemerkungen, die mit Bleistift hingeschrieben wurden.

Die Bücherproduktion der Welt seit Gutenberg.

Wie wir einem Hefte des „*Bulletin de l'institut international bibliographie*“ entnehmen, beläuft sich die Zahl der Bücher, die seit der Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf unsere Tage, genauer gesagt, von 1436 bis 1908, in Druck erschienen sind, auf 11638800. Ein fleißiger südfranzösischer Bibliothekar hat an der Hand umfangreicher bibliographischer Nachweise diese Zahl herausgefunden und einige noch nähere Erläuterungen beigelegt. So pflegt man die deutschen Inkunabeln, die von 1436 bis 1500 gedruckten Bücher, auf rund 20000 zu berechnen, doch meint der Franzose, daß diese Zahl viel zu hoch gegriffen sein dürfte, denn

wenn auch Deutschland damals an der Spitze des Bücherdruckes gestanden habe, so seien doch auch in andern Ländern Bücher gedruckt worden, und zwar in der gleichen Zeit in Italien nur 6636, in Holland 2049 und in Frankreich 1125. Der größte Aufschwung der Bücherproduktion setzt mit dem Jahre 1900 ein, so daß im Jahre 1908, dem letzten Jahre, das in der Statistik berücksichtigt wurde, die Zahl der erschienenen Bücher um das 140fache die Zahl der im Jahre 1500 erschienenen Bücher überstieg. Von 1500 bis 1536 wurden jährlich etwa 1200 Bücher gedruckt, im Jahre 1700 belief sich ihre Zahl schon auf 10000, 1887 auf 100000 und 1908 auf 174375. Bekanntlich bewegt sich die Bücherproduktion noch immer in aufsteigender Linie, ohne daß indessen die Zahl der Leser oder Benutzer mit dieser rapiden Zunahme gleichen Schritt zu halten vermag.

Die Manuskripte Flauberts.

Gustav Flauberts Nichte, Frau Caroline Franklin-Grout, die einzige Erbin des Dichters, hat die Manuskripte Flauberts französischen Bibliotheken, vor allem der Pariser Nationalbibliothek, vermacht. Sie werden damit der Öffentlichkeit zugänglich werden, nachdem sie bisher zusammen mit dem übrigen Nachlaß Flauberts, in der Villa der Frau Franklin-Grout in Antibes, zwischen Cannes und Nizza, untergebracht waren. Diese Villa, die nach der Mondgöttin aus der „Salambo“ Tanit genannt ist, stellt ein wahres Schatzhaus literarischer Kostbarkeiten und Erinnerungen an Flaubert dar. Das größte Interesse beanspruchen neben Flauberts Totenmaske seine Manuskripte. Davon reden die unzähligen Bittgesuche, mit denen das Archiv überschüttet wird. Liegt doch, wie Dr. E. W. Fischer in der „Zeitschrift für Bücherfreunde“ schreibt, ein literarisches Geheimnis in diesen Blättern vergraben: das Geheimnis von Flauberts Stil. Legendengleich klingt, was wir über ihre Entstehung wissen: wie sie unter einer grenzenlosen Qual des Schaffens langsam zustande kamen, wie eine Seite den Dichter oft Wochen, ein Satz viele Stunden heißer Arbeit kostete. Das trifft vor allem für die „Madame Bovary“ zu, und wenn man das Manuskript aufschlägt, so bietet sich ein merkwürdiger Anblick. Ganze Sätze der kleinen, aber sehr leserlichen Handschrift Flauberts, der sein Leben lang dem Gänsekiel treu blieb, sind ausgestrichen, andere fein säuberlich darüber geschrieben. An anderen Stellen bedecken gitterartige Rechtecke oder unregelmäßigere Formen einen Teil des Textes und entziehen die stets durch neue Redaktionen ersetzten früheren Fassungen dem Auge. Aber alles ist klar und scharf, und Neues und Altes

scheidet sich mit einer Art geometrischer Präzision voneinander. Ja, selbst die Abschriften, die für den Druck gefertigt wurden, zeigen noch einmal Änderungen des Textes. Flaubert hat gewissenhaft in ein Exemplar des Romans jede Verstümmelung eingetragen, die die Herausgeber der „Revue de Paris“ an seiner „Madame Bovary“ vorgenommen haben. Auf einem der Blätter liest man von seiner Hand: „Dies Exemplar stellt mein Manuskript so dar, wie es aus den Händen des Dichters Laurent Pichat, Herausgebers und Eigentümers der „Revue de Paris“ hervorgegangen ist, 20. April 1857. Gustav Flaubert.“

Das kleinste Buch der Welt

war auf der Buchgewerbeausstellung in Leipzig von seiner Besitzerin, Frau Elly Allasch, Goslar, ausgestellt. Es ist ein Almanach aus dem Jahre 1826, mit 22 leserlich gedruckten Holzschnitten, fünf Porträts, Kalendarium und einem Plan von Karlsruhe. Das Werkchen hat eine Größe von 2: 1 $\frac{1}{2}$ Zentimeter und wiegt zusammen mit der Schutzhülle 1 Gramm.

Ein interessantes Stammbuch unserer Zeit.

Im Frühjahr 1914 weilte ein ungarischer Weltreisender namens Ludwig Barth in Budapest, und das in seinem Besitze befindliche „feuerste Buch der Welt“ wurde in den vornehmen Gesellschaftskreisen angestaunt. Dieses Buch ist ein Stammbuch, wie es in der guten alten Zeit üblich war, nur enthält es derartige Autogramme berühmter Persönlichkeiten, daß angeblich einer der reichsten Wanderbild dem ungarischen Globetrotter nicht weniger als eine Million dafür angeboten hat, die jedoch refüsiert wurde. (Ob eine Million Kronen, Mark, Franken, Dollar oder Pfund, darüber schweigt die Geschichte, und es bleibt der Phantasie des Lesers überlassen, sich die Währung selbst zu wählen.) Immerhin verdient dieses Stammbuch das größte Interesse, weil fast alle bedeutenden Männer und Frauen unserer Zeit darin mit einem Gedankenplitter, einer Zeichnung, einer Musikkomposition oder wenigstens mit einer Namensunterschrift vertreten sind. So kann man denn im Album Barths den Maler Liebermann, den Dichter France, die Sängerin Kurz und selbstverständlich — den Komponisten Lehar finden, was allerdings keine sonderliche Sache ist. Aber neben diesen freundlichen Zeitgenossen sind im „feuersten Buch der Welt“ auch die chinesischen und japanischen Kaiser und Könige, Minister und Poeten ebenso wie die berühmtesten Australneger und Eskimos zu finden. Überall, wo Menschen wohnen, war unser ungarischer Reisender, und überall hat er Beiträge für sein Album erworben.

Daß er in Budapest eine Unterschrift des Grafen Lisza einheimste, kann nicht wundernehmen, weil er eben aus Brüssel kam, wo ihm der Ministerpräsident die Worte: „Elsen Lisza!“ ins Stammbuch schrieb. Erstaunlicher ist es, daß es Barth auch gelang, den Erzherzog Josef und die Erzherzogin Augusta zu bewegen, das Album mit kleinen Zeichnungen zu bereichern. Freilich kann auch diese Tatsache nicht sonderlich überraschen, wenn man erfährt, daß Barth im Vorjahre eine Reise nach Korfu unternahm, um dort vom deutschen Kaiser eine Unterschrift zu erbitten. Er wurde anfangs abgewiesen; als er jedoch darauf hinwies, daß sein Album auch eine eigenhändige Unterschrift des Kaisers Franz Josef I. aufweisen könne, ließ der deutsche Kaiser in Wien telegraphisch anfragen, ob diese Unterschrift authentisch sei, und da eine bejahende Antwort eintraf, empfing er Barth in Audienz und schrieb ihm das große Wort: Wilhelm ins Album! Diese beiden Namenszüge machen das Album Barths zweifellos zu einem der interessantesten Stammbücher der Welt.

Welche deutsche Stadt kauft die meisten Bücher?

Aus Bibliophilentreisen wurde vor einiger Zeit dem „Hamburger Fremdenblatt“ geschrieben: Will man als Maßstab für die Bildung und Intelligenz, für die geistige Regsamkeit einer Stadt ihren Bücherbedarf zugrunde legen, so kann man leider bei der Untersuchung der Frage, welche deutsche Stadt nun die meisten Bücher kauft, einer reichsdeutschen Stadt nicht den Preis zusprechen. Wie eine buchhändlerische Statistik erwiesen hat, ist es die schöne österreichische Kaiserstadt an der Donau, die für den deutschen Büchermarkt das Hauptabsatzgebiet bildet. So auffällig an sich diese Erscheinung sein mag, so erklärt sie sich doch immerhin daraus, daß in Wien ein literarisch sehr lebhaft interessierter Adel wohnt, dem das Bücherkaufen zur zweiten Gewohnheit geworden ist, und daß ferner von Wien aus die ganzen Balkanländer mit deutscher Literatur versorgt werden, für die sich von Jahr zu Jahr ein steigendes Bedürfnis ergibt. Im reichsdeutschen Sprachgebiet steht natürlich an erster Stelle die Reichshauptstadt Berlin, es folgen dann laut der erwähnten Statistik die Städte Leipzig, München, Hamburg, Stuttgart, Dresden, Bremen, Halle, Frankfurt, Graz, Kiel, Magdeburg, Prag usw. Es ergibt sich also die interessante Erscheinung, daß oft kleinere Gemeinwesen die größeren hinsichtlich der geistigen Bedürfnisse ihrer Bürger, soweit sie im Bücherverkauf zum Ausdruck gelangen, weit überflügeln. Das geringste literarische Interesse offenbart augenscheinlich das Rheinland, die rheinisch-

westfälische Schwerindustrie, ihre rauchenden Schloten und Essen lassen das Buch nur wenig hervortreten. Es ist eine in Buchhändlerkreisen offenbare Tatsache, daß die reichen Großindustriellen der deutschen Industriebezirke die schlechtesten Bücherkäufer sind. Müssen wir so schon in Wien, einer dem Geiste nach zwar urdeutschen Stadt, politisch jedoch einem fremdländischen Gemeinwesen, die Stadt erblicken, die die meisten deutschen Bücher kauft, so zeigt sich überhaupt das Ausland stark am deutschen Bücherabsatz beteiligt. Überall da, wo in fremden Ländern Deutsche wohnen und ihre Muttersprache in Ehren halten, kauft man auch reichlich deutsche Bücher. Vergleichsweise ist so der Bücherabsatz in der Schweiz viel größer als in Deutschland selbst. Ein ganz hervorragender Konsument deutscher Bücher ist die russische Stadt Riga, die mit ihren 100000 deutschen Einwohnern relativ zweimal soviel deutsche Bücher kauft wie Berlin. Auch der Anteil von Buenos Aires an dem Absatz deutscher literarischer Erzeugnisse ist sehr erheblich. Die Statistik lehrt, daß die argentinische Hauptstadt genau achtmal so viel deutsche Bücher kauft wie Augsburg.

Der heilige Augustin gegen die Bibliophilen.

In einer am 29. Januar 1914 gehaltenen Festrede in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin verweilte Prof. Lüders etwas ausführlicher bei den manichäischen Handschriften. Dabei erwähnte er, daß alle manichäischen Handschriften sich durch sorgfältige Ausstattung auszeichnen; viele sind mit Bildern geziert, die als Prachtstücke der Miniaturmalerei gelten können. Diese Freude am künstlerischen Buchschmuck — man ehrte dadurch das Andenken des Meisters, dem die Legende ähnliche fabelhafte Zeichenkünste zuschreibt wie dem Giotto und dessen Name bei den Persern stets Mani der Maler lautet — war altes Erbteil. Schon Augustin wendet sich in flammenden Worten gegen diese Bibliophilen: *incendite omnes illas membranas elegantesque tecturas decoris pellibus exquisitas, ut nec res superflua vos oneret et Deus vester inde solvatur, qui tamquam poena servili etiam in codice ligatus tenetur.* Glücklicherweise wurde diese Brandrede des streitbaren Heiligen, der in eleganten Bucheinbänden eine förmliche Gotteslästerung sah, nicht befolgt. Sind auch die Anhänger Manis, der sich zum Ärger Augustins den Abgesandten Jesu nannte, längst verschwunden, ihre Schriften haben sich — nicht zum wenigsten dank der kostbaren dem frommen Kirchenvater so verhassten Einbände — bis auf unsere Tage erhalten.

Trost für bibliophile Damen.

Nur eine Ehe ist ohne Fluch:
die Ehe mit einem guten Buch.
Es langweilt nicht wie ein Gemahl,
wird nie bequem, wird nie banal,
bleibt stets ein braver Cavalier
aus Haderlumpenglanzpapier.
Man kann mit ihm spazieren gehn,
man läßt ihn nach Belieben stehn,
man legt ihn auf, man schlägt ihn zu,
man gönnt dem Liebling keine Ruh',
man sitzt und tritt auf ihm herum:
er nimmt nichts schief, er nimmt nichts krumm.
In Kalb gebunden oder Schwein,
hält er sich immer zimmerrein
für deine Zwecke, bleibt adrett
und folgt dir willig in dein Bett.
Dort bringt er doppelten Genuß:
entschlummernd kämpfst du mit dem Schluß;
in Seligkeit liegt deine Hand
lieblosend auf dem treuen Band;
du kommst dir wie im Fieber vor,
zwickst jede Seite in ihr Ohr,
drückst manchen heißen Kuß darauf —
und bist du satt, so hörst du auf.
In dieser Art bleibt der Verkehr
mit deinem Buch von Wonne schwer.
Du schlürfst des Liebsten Seele ein —
und ohne Ende ist er dein.
Doch ödet er dich trotzdem an,
dann schenkst du schließlich deinen Mann
der Freundin oder brennst ihn tot.
Die Scheidung macht dir keine Not;
du brauchst nicht Anwalt noch Altar:
du freist ein andres Exemplar —
und bist du so das alte los,
ruht bald ein neues dir im Schoß.

Anton Lindner.

(Aus dem Privatdrucke: „O! Ihr Bücherfreunde“, der auf dem Hamburger Bibliophilentag (1913) als Hamburger Festgabe zur Verteilung gelangt war.)

Deutsche Bücherstatistik.

Der spanische Schriftsteller Eduardo Navarro Salvador hat, wie es scheint zum erstenmal, den Versuch unternommen, eine Statistik über die Bücherproduktion der ganzen Erde aufzustellen. Man erhielt dadurch wohl eine ungefähre Übersicht, zum Beispiel über die im Laufe eines Jahres in Deutschland gedruckten Bücher; wieviel von diesen Büchern gekauft wurden, konnte aber auch er nicht sagen. Sein Versuch hat nun einem der gelegentlichen Mitarbeiter der „Frankfurter Zeitung“ die Anregung zu weiterem Studium auf diesem interessanten Gebiete gegeben. Ich stützte mich, so schreibt dieser vornehmlich auf die offizielle Buchhändlerstatistik, nach der im Jahre 1912 34801 Neuerscheinungen zu verzeichnen waren. Diese Zahl dürfte sich, wie genaue Feststellungen ergeben, wesentlich erhöhen durch den Überschuss der Einfuhr (diesen im Verhältnis zu den später berechneten Einzelausgaben genommen) und die Werke, die von Privatseite (Jubiläumsausgaben großer Firmen usw.) dem Buchhandel zugänglich gemacht wurden, so daß im Jahre 1912 (nach oben abgerundet) 36000 Werke erschienen sein müssen. Im einzelnen verteilen sich diese Neuerscheinungen auf Allgemeine Bibliographie, Bibliothekswesen, Enzyklopädien, Gesamtwerke, Sammelwerke, Schriften gelehrter Gesellschaften und Universitätswesen mit 508; auf Theologie mit 2772, auf Rechts- und Staatswissenschaft mit 3422; auf Heilwissenschaft mit 2060; auf Naturwissenschaft und Mathematik mit 1852; auf Philosophie und Theosophie mit 709; auf Erziehung, Unterricht und Jugendschriften mit 5316; auf Sprach- und Literaturwissenschaft mit 2227; auf Geschichte mit 1542; auf Erdbeschreibung und Karten mit 1418; auf Kriegswissenschaft mit 683; auf Handel, Gewerbe und Verkehrswesen mit 2236; auf Bau- und Ingenieurwissenschaft mit 1248; auf Haus-, Land- und Forstwirtschaft mit 1103; auf Schöne Literatur mit 5211; auf Kunst mit 1159; auf Adressbücher, Jahrbücher und Kalender mit 699; auf Jubiläumsausgaben größerer Firmen 280 und auf Verschiedenes (dabei die Mehrereinfuhr gerechnet) mit 1252. Von diesen Neuerscheinungen erlebten — nach einer Durchschnittsberechnung — etwa 200 nur eine Liebhaber-Auflage von nicht mehr als 100 nummerierten Exemplaren, etwa 8000 wurden in einer Auflage von 500 Exemplaren gedruckt, etwa 20000 Werke wurden in der üblichen Auflage von 1000 herausgegeben, mehr als eine Auflage erlebten nur 7800 Bücher. Von diesen kamen zwei Drittel, also 5200 Neuerscheinungen, nicht über das zweite Tausend hinaus, drei bis vier Auflagen konnten etwa 2000 Werke verzeichnen; bei den übrigen 600 Büchern

schwankte die Auflage zwischen dem fünften und hundertsten Tausend. Es gibt nun freilich auch Werke, die die 100. Auflage weit überschritten, hier sind jedoch nur die Auflagen berücksichtigt und zur Berechnung benutzt werden, die im Jahre 1912 gedruckt wurden.

Aus diesen verschiedenen Auflagen nun ergibt sich, daß die 36000 Werke des Jahres 1912 insgesamt in 53402000 Exemplaren erschienen sind. Diese verteilen sich auf die 200 nummerierten Werke mit 20000 Exemplaren, auf die Werke von 500 Auflage mit vier Millionen, auf die Werke von 1000 Auflage mit 20 Millionen, auf die Werke von zwei Auflagen mit (abgerundet) $10\frac{1}{2}$ Millionen, auf die Werke von drei und vier Auflagen mit 7 Millionen und auf die Werke mit mehr als vier Auflagen (20 im Durchschnitt genommen) mit etwa 12 Millionen Exemplaren. Wären diese Bücher alle verkauft worden, so würde auf fast jeden Deutschen ein Buch kommen. Doch erlebten die Werke, die am meisten auf den Büchermarkt geworfen wurden, also jene Bücher, die in einer Auflage von 500 und 1000 Exemplaren erschienen, eine herbe Zurücksetzung. Freilich machte ich diese Berechnung nur durch die Beobachtung von 50 Werken und ihrem Schicksal. Von 50 Büchern waren es nämlich acht, die in 700 Exemplaren verkauft wurden, und elf, die es auf je 500 verkaufte Exemplare brachten. Die übrigen kamen nicht über je 200 verkaufte Exemplare hinaus. Von 16 Büchern wurden nur je 20 Exemplare von einer 1000-Auflage durch den Buchhandel abgesetzt. Wendet man diese Feststellung nun als Grundlage zur Berechnung der in gleicher Auflage erschienenen Bücher an, so ergibt sich das erschreckende Resultat, daß von den 24 Millionen gedruckten Exemplaren der 28000 Werke mit Auflagen von 500 und 1000 Stück nur 8800000 Exemplare Absatz fanden, während 15200000 Exemplare die Regale der Buchhandlungen schmücken, die Keller der Verleger füllen oder wieder eingestampft worden sind. Da jedoch nur die Werke mit der üblichen Durchschnitts-Auflage das Schicksal erleiden, nicht oder nur wenig gelesen zu werden, die andern Bücher dafür aber bis auf das letzte Exemplar Abnehmer finden, so wird die Gesamtbücherproduktion von 53402000 Exemplaren um 15200000 zu kürzen sein, wenn man ein ungefähres Bild über die im Laufe des Jahres 1912 verkauften Buch-Exemplare erlangen will. Deutschland hat folglich seine geistige Nahrung innerhalb eines Jahres aus 38202000 Bänden erhalten.

Trotzdem das Buchhändler-Adressbuch nicht viel mehr als 12000 Firmen aufweist, ergeben zuverlässige Feststellungen, daß etwa 20000 Buchhandlungen beschäftigt waren, diese Bände an den Mann zu bringen, von diesen

wiederum 7000 in besonderem Maße. Von letzteren entfallen auf: Brandenburg 1100, Pommern, Ostpreußen, Westpreußen, Posen und Schlesien 800, Hannover, Schleswig-Holstein, Mecklenburg und die Hansestädte 730, die Rheinprovinz, Westfalen und Hessen-Nassau 1020, die Provinz Sachsen, die Fürstentümer und Braunschweig 700, das Königreich Sachsen 1370, Bayern, Württemberg, Baden, Hessen und Elsaß-Lothringen 1280. Jede der 20000 Buchhandlungen hat jährlich also 1910 oder täglich fünf Bücher verkaufen müssen, damit der hier berechnete Bücherumsatz erzielt wurde. Da, wie gesagt, aber 7000 Buchhandlungen vorzugsweise den Buchverkauf pflegen, wird man ihnen den größten Anteil des Umsatzes zuschreiben, mindestens zwei Drittel desselben zuerkennen müssen. Sie kämen danach jede jährlich auf 3639 Bücher oder etwa zehn Bücher täglich.

Dichter und Buchhändler.

Zu der Pfingsttagung Deutscher Buchhandlungsgehilfen auf der „Bürga“ in Leipzig gab die Ortsgruppe Leipzig der Allgemeinen Vereinigung Deutscher Buchhandlungsgehilfen ein Festbuch heraus, worin sich neben vielen anderen recht beachtenswerten Beiträgen auch mancherlei von Dichtern beigeführte gute Worte über den Buchhändler finden. Wilhelm Schäfer erinnert sich aus allen Zeiten seines „nun schon ausgiebigen Lebens jüngerer Buchhändler, die für unsere deutschen Verhältnisse ungewöhnlich gebildet waren. Ob sie später, namentlich als Chefs, durchhielten, darüber habe ich kaum nennenswerte Erfahrungen; mein allgemeiner Eindruck ist, daß der so klug organisierte deutsche Buchhandel immer ein bißchen in der Gefahr steht, das vierte Rad zu verlieren: dadurch sind meine Erinnerungen an die einzelnen meist mit einem leisen tragischen Gefühl bedeckt, als ob es für ihren Erfolg im Geschäft besser sei, wenn sie weniger klug, gebildet und enthusiastisch wären“. Hermann Hesse liebt „jene Buchhändler, die einige Lieblinge unter den weniger bekannten Büchern haben und sich jedesmal freuen, wenn sie für so ein Buch einen Käufer gefunden haben. Ich habe einst als Gehilfe manches gangbare Buch verkauft, und manches gute darunter; aber die richtige, persönliche, echte Vermittlerfreude empfand ich nur in den seltenen Fällen, wo ich einen Mörike (es war noch vor seinem Freiwerden), einen Hölderlin, einen Novalis verkaufen durfte“. Dagegen haben nach Hesses Erfahrung manche Sortimentler „eine enthusiastische Liebe zu jenen Büchern, von welchen sie große Partien verkaufen. Sie lesen dann diese Bücher auch aus Dankbarkeit, und sie denken nicht gerne schlecht von ihnen. Das ist begreiflich und löblich, aber es ist kein ganz reines Verhältnis zu den Büchern“.

Das Bewußtsein ihrer Bedeutung wünscht Heinrich Mann den Buchhändlern: „Ein Buchhändler sollte sich der Auszeichnung bewußt sein, daß er es nicht mit dieser oder jener Ware zu tun hat, sondern mit den Erzeugnissen des Geistes. Wenn dieses Bewußtsein immer gegenwärtig ist, wird es die größten Wirkungen haben. Denn jeder, der, in welcher Eigenschaft es sei, bewußt dem Geist dient, wird freier und edler werden. Da er eine so viel höhere Macht über sich weiß, wird er vor den Gewalten des Lebens und des Staates mutiger sein als die andern“. Einen Spruch Richard Dehmels für die „Büchervertreiber“ gibt das Festbuch in Faksimile wieder; er lautet:

Bücher sind eigenwillige Geister;
wer sie vertreibt, ist ein Zaubermeister.
Sein bestes Geschäft wird immer bleiben;
üble Geister durch gute vertreiben.

Eine kostbare chinesische Bibliothek.

Der englische Professor Edmund Backhouse, der fünfzehn Jahre in Peking gelebt hat und als einer der bedeutendsten Kenner englischer Literatur gilt, hat der Oxford University ein kostbares Geschenk gemacht. Backhouse hat seine ganze kolossale chinesische Bücher-, Bilder- und Manuskriptensammlung, aus mehr als 17000 gedruckten Bänden und 150 Handschriften und Zeichnungen bestehend, der Universität übergeben, die nun das Mekka aller Gelehrten werden muß, die sich mit chinesischer Geschichte und Literatur beschäftigen. Von geradezu unermeslichem Wert, der sich in Ziffern vorläufig nicht ausdrücken läßt, sind die „Sung-Bücher“, die diese Sammlung enthält. Die Sung-Dynastie herrschte in China von 960 bis 1280 nach christlicher Zeitrechnung, und obwohl in China schon vorher die Buchdruckerkunst bekannt war, so existieren doch, von einigen Exemplaren abgesehen, die Dr. Stein kürzlich in Zentralasien fand, keine Bücher aus der Zeit der Sung. Und auch die wenigen vorhandenen Sung-Bücher gehören zu den kostbarsten Druckwerken der Welt. In der Backhouse-Sammlung befinden sich nun drei Werke aus der Sung-Zeit. Das älteste und wichtigste davon heißt „Ch'un Ch'iu Ching Chuan Chi Chieh“, das ist „Die Frühlings- und Herbstannalen des Konfuzius mit Tso's Kommentaren, versehen mit erklärenden Notizen“. Es ist ein sehr umfangreiches Werk, das vier Kisten von je 35 Zentimeter Länge und Breite füllt und ist glänzend erhalten. Backhouse schätzt das Druckjahr auf 1150. Die zwei anderen Werke heißen „Die Familiengeschichte des Konfuzius“ und „Ku Chin Chi Yao“, ein ungemein seltenes und interessantes Biographienwerk von Huang-Chen, mit Marginalnoten des Mandchu-Edlen Jung Lu versehen, der zur Zeit des Boxeraufstandes Minister war.

Weniger wertvoll, aber auch sehr selten, sind eine Reihe von Werken aus der Ming-Zeit und ungemein kostbar und interessant ist das vor erst 25 Jahren als Neudruck herausgegebene „Ku Chin Lu Chu Chi Cheng“, das 1620 Bände enthält, während das im fünfzehnten Jahrhundert gedruckte Originalwerk gar mehr als 5000 Bände hatte. Köstlich sind die Manuskripte der Sachhause-Kollektion, die von den großen kalligraphischen Meistern der Chinesen, wie Chao Meng-fu, Liu Jung und anderen stammen. Das wertvollste Stück dieser Manuskripte dürfte das kalligraphische Meisterwerk des großen Mandchukaisers, Kang Hsi, eines Zeitgenossen des vierzehnten Ludwig, sein. Bevor diese wunderbare chinesische Bibliothek gesichtet und katalogisiert sein wird, dürften einige Jahre vergehen.

Allerlei Lesezeichen.

In der Wiener „Arbeiterzeitung“ veröffentlichte vor kurzem unter dem Titel „Allerlei Lesezeichen“ ein Bibliothekar einer Arbeitervereinsbibliothek folgende Epistel: Da liegen unterschiedliche Sachen vor mir, die die liebe Sorglosigkeit, Gedankenlosigkeit und leider auch manchmal eine unglaubliche Geschmacklosigkeit der betreffenden Leser als Lesezeichen in die Leihbände hineingebracht haben. Zündhölzer, ungebrauchte und abgebrannte, findet man sehr oft zwischen den Blättern. Die Zündholzsteuer hat hier etwas Wandel geschaffen — wenigstens ein Gutes an der Steuer! Nur ist zu wünschen, daß die Feuerzeuge nicht zu lang und dünn hergestellt werden. Es gibt Leute, die imstande sind, auch solch ein Ding als Lesezeichen zu benutzen. Nägel, darunter dreißollige, fallen auch nicht selten mit einem lustigen Klingkling auf den Fußboden, wenn die Bücher durchgesehen werden. Es gibt noch geschmacklosere Dinge, die die Rolle eines Lesezeichens übernehmen mußten, zum Glück aber selten, und darum wollen wir lieber nicht davon reden.

Aber nun zu den Kuriositäten aus Papier. Da gibt es Visitenkarten, Billete zum Zirkus, Kino, Variété und zu Vorträgen. Abonnementsquittungen, Geschäftskarten, Photographien, viele, viele Ansichtskarten, schöne und gräßliche, noch viel mehr Liebig-Bilder und Automatenbilder, Reklamemarken, Monatsfahrkarten für die Eisenbahn und Elektrische, Quittungsabschnitte für Versicherungen, Rezepte, Garantiescheine für Uhren, Postpaketabschnitte, einen Mobilarbeitragzettel, eine Quittung für bezahlte Billetsteuer, eine Empfehlungskarte für gute „Hausmannskost“, worauf zu lesen ist, daß Linsen, Bohnen, Erbsen mit Fleisch (Portion enthält zwei Suppenteller voll) fünfundzwanzig Pfennige kosten, Gemüse mit Fleisch fünf- unddreißig, Braten mit Kartoffeln und Suppe ebenso viel usw. Dann folgen

rührende Zeugnisse von dem Vorhandensein solcher Leute, die nie alle werden. Auf einem niedlichen Kärtchen steht: „Deute Zukunft und Vergangenheit nach Hand, Stirn, Karte.“ Eine andere treffliche Sibylle besorgt das aus dem Kaffeesaß. In eine gelinde Empörung versetzte mich aber eine unbezahlte Schusterrechnung und ein ebensolcher Steuerzettel; zweifellos waren diese Leutchen der Hoffnung, der Bibliothekar werde „die Sache schon regeln“. Sie haben sich natürlich verrechnet — beim Gelde hört auch bei uns der Spaß auf. Ein Buchzeichen in Originalhandzeichnung habe ich auch gefunden, wundervoll gezeichnet und gemalt. Unten sieht man eine Landschaft in einem Rokokoornament. Pfifferlinge streiten sich im Vordergrund mit Dattelpalmen um ihre Größe und Stattlichkeit, eine Art Saurier, die bisher noch unentdeckt ist, frühstückt von der Dattelpalme. Der Saurier muß sich aber mit seiner Größe vor einem Kolibri verstecken, der geradezu majestätisch durch die Lüfte zieht. Aus dem Rokokoornament wächst auf der einen Seite eine Lanne, auf der anderen eine Schiffsstaude mit zwei prachtvollen Bumskeulen heraus. Zwischen beiden Spezies der Pflanzenwelt, von denen die eine der anderen an Größe auf dem Bilde nicht nachsteht, hat eine riesige Kreuzspinne ihr Netz gesponnen, die in der Mitte desselben auf ein Ungeheuer von Fliege wartet. Alles sehr hübsch gemacht.

Nicht selten liegen auch die gefühvollsten Liebesbriefe vergessen zwischen den Blättern der zurückgebrachten Bücher. Die heißesten Liebeschwüre, die bittersten Vorwürfe wegen Untreue und die zärtlichsten Geheimnisse Liebender tummeln sich da herum, als ob sie nur dorthin gehörten. Auch Ehegatten sind nicht vorsichtig genug in der Auswahl der Lesezichen. Das beweist der folgende Inhalt eines Zettels: „Lege keinen Schlüssel wider hin gehe lieber was friher Udje mein Eißer.“ Und dee „Süße“ hatte nun darunter geschrieben: „Du bist die Einzige.“ (Hm, hm, das wäre ja wohl auch noch schöner!) Und sie nun wieder: „Wenn du frirst zih Wamms an kan vielleicht schon morgen waschen.“

Wie die Schundliteratur noch wütet, zeigt ein Zettel mit diesem grauenhaften Zeug: „Ein junges Mädchen von 18 Jahren verführt durch Männer-schmeichelei von Elternhause ganz verstoßen ging sie von Hause bis nach Bremen. Sie ging von Hause bis nach Bremen von Bremen ging sie bis nach Bahn wo sie ihr Haupt auf die Schienen legte bis daß der Zug von Naumburg kam. Der Schaffner sah sie schon in der Ferne und bremste dennoch mit Gewalt allein der Zug blieb nicht stehn ihr Haupt sank Blutrot in den Sand. Man öffnete die Leiche worin ein Knäblein sich befand

die Arme waren abgefahren das Stumpfnäschen war abgebrannt. Man legte beide auf die Bahre wie eine Rose und ein Licht. Du hast die Rose blühen sehen und wirfst sie nimmer wieder sehn.“

Mir liegt noch ein Zettel ähnlichen Inhalts vor. Das eine Beispiel genügt aber wohl, um zu zeigen, wie notwendig der Kampf gegen die Schundliteratur ist.

Auch „Gedichte“ eigener Konstruktion lassen Leser in den Büchern liegen, vielleicht aus Vergesslichkeit, vielleicht aber auch, um sie in dieser Art zu verbreiten. In Heines Buch der Lieder lag folgender schöne Erguß (offenbar dachte der Verfasser: Was Heine kann, warum soll ich das nicht auch können?):

Du bist ja immer noch die Meine,
Meine süße, allerliebste Kleine.
Aber bald, nur zu bald
Wird vielleicht dein Herze kalt,
Bist nicht mehr die Meine.

Ein anderer „Dichter“ stöhnt aus wundem Herzen:
O könnt' ich starben, könnt' ich vergäh'n,
Dann wär' es doch um mich geschäh'n,
Dann hörten alle Sorgen auf.



Die deutschen bibliophilen Vereinigungen.

Gesellschaft der Bibliophilen E. B. (Weimar).

Begründet am 1. Januar 1899.

Vorstand: Fedor von Jobeltitz in Berlin, erster Vorsitzender; Prof. Dr. Georg Witkowski in Leipzig, stellvertretender Vorsitzender; Prof. Dr. Carl Schüddekopf in Weimar, Sekretär; Hofrat Dr. Johannes Baensch-Drugulin in Leipzig; Oberbibliothekar Prof. Dr. Rudolf Schwald in Gotha; Dr. Rudolf Payer von Thurn, Kustos der kaiserlichen Familien-Fideikommissbibliothek in Wien; Geh. Regierungsrat Dr. Paul Schwenke, erster Direktor der königlichen Bibliothek in Berlin; Ernst Schulte-Strathaus in München.

Das Sekretariat der Gesellschaft befindet sich in Weimar, Cranachstraße 38. Alle die Gesellschaft betreffenden Zuschriften, Sendungen und Geldanweisungen sind an die persönliche Adresse des Sekretärs, Herrn Prof. Dr. Carl Schüddekopf in Weimar, Cranachstraße 38, zu richten. Die Anzahl der Mitglieder der Gesellschaft ist auf 900 beschränkt. Nach